

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 5

Artikel: Geschichten, die keiner glaubt
Autor: Wolf, Victoria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-753897>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geschichten, die keiner glaubt

Von Victoria Wolf

Nicht jede wahre Geschichte läßt sich erzählen. Ich meine nicht nur solche, die gegen die guten Sitten verstoßen. Es gibt eine Reihe wahrer Begebenheiten, die so unglaublich klingen, daß sich selbst der Unerschrockene, der sie erlebt hat, vor dem Nichtglauben können der Zuhörer fürchtet und lieber schweigt. Denn seltsamerweise hat sich die Phantasie, obwohl sie das größte Wunder des menschlichen Geistes ist, strengere Gesetze diktiert als das Leben selbst.

Die zur Kunst gewordene Phantasie hat nämlich den Ehrgeiz, geglaubt zu werden, und deshalb gibt sie sich Gesetze, die das Unglaubliche ins Reich der Märchen verbannen. Sie tut das sehr bewußt und stellt sich damit im Gegensatz zum Leben, das sich nicht drum kümmert, ob seine Zufallsverwicklungen unglaublich scheinen oder nicht. Das Leben lebt sich aus und denkt nicht nach, ob man ihm glauben soll.

So kommt's, daß die Geschichten, die das Leben schreibt, oft verwegener und weniger glaublich sind als jene, die von der Kunst der Phantasie gebilligt werden, und der Dichter darf sich nicht an die ihm überlegene Phantasie des Lebens halten. Wie wäre es sonst möglich, daß man da und dort zu hören bekäme: Wenn ich das, was ich erlebte, in einem Film gezeigt erhielte, würde ich's als Kitsch ansehen.

Schade, daß man der Glaublichkeit des Lebens damit Beschränkung auferlegt. Das Leben aber geht trotzdem souverän darüber weg.

Diese Vorrede hat die Mission, zwei unglaublich klingende wahre Geschichten glaubwürdig zu machen. Denn nur dadurch, daß der Leser sie mir glaubt, erhalten sie neben der Kuriosität ihre unheimliche Bedeutung. Und das sollen sie, denn sie sind und waren mehr als Zeitvertreib und ich erlebte sie als Mahnung. Deutung aber gibt es keine oder sovieler als es Deuter geben mag.

Vor nicht allzu langer Zeit, aber 15 Jahre nach dem Abiturium, traf ich mit einem Teil meiner Schulkameraden in der alten Heimat zusammen. Fast jede Klasse in jeder Generation hält fest an ihrem Abituriententag, und es ist nichts Außergewöhnliches, wenn einige fehlen, einige sich verändert haben und einige gleich geblieben sind. Meist haben die dazwischenliegenden Jahre eine innere Trennung geschlagen, und nur das »weißt du noch?« hält oberflächlich einen Tag zusammen. Auch wir retteten uns aus der trennenden Gegenwart in die

Erinnerung hinüber. Ich war damals unter 30 Jungens das einzige Mädchen gewesen und heute die einzige Frau unter 15 Männern, denn obwohl sich viele inzwischen verheiratet hatten, versteckten sie ängstlich ihr Privatleben voneinander.

Theo, der einstige Klassenobmann, die beste Rückenbedeckung, die es gab, hatte das Präsidium. Er war Ingenieur, unverheiratet, groß und dick; mehr von ihm wußte ich nicht. Breit und wichtig versah er heute wie damals das Amt des Ordners und Verwalters und fühlte sich verantwortlich für Speis und Trank. Wie ein mittelalterlicher Bürgermeister saß er im hohen Armstuhl am ovalen Tisch und schien beherrschend nicht nur über uns, sondern über das ganze kleine, verräucherte Weinlokal zu gebieten. Seine etwas primitiven Scherze wurden von Mund zu Mund weitergegeben, und als nach einiger Zeit die Stimmung durch den guten Wein lockerter wurde, mußte auch er den ihm gebührenden Spott einstecken.

Ich saß links von ihm; rechts der kleine, dünne und stets gedeknhaft gekleidete Heini, der ihn nie gut leiden konnte. »Hör mal, Theo«, sagte Heini, vom Wein angriffslos gemacht, »warum hast du eigentlich nicht geheiratet? So ein großer, plumper Bär wie du brauchst doch auch die richtige Bärin.«

Theo antwortete gutmütig, daß ihm die Freiheit lieber sei.

Nun suchte Heini einen Bundesgenossen. »Du weißt doch auch noch, Victoria, daß er früher immer mit der blonden Friedel ging. Unzertrennlich war er. Und plötzlich hat er sie sitzen lassen.« Ich gab ihm recht: »Ihr wäret sicher ein großartiges Paar geworden. Eure Freundschaft sah aus, als sei sie dauerhaft.« Damals hätte wirklich keiner gedacht, daß Friedel und Theo, die man wie Philemon und Baucis immer in einem Atem nannte, sich je trennen könnten. Und als dann später jedes seiner Wege ging, hatte ich das Gefühl, daß etwas Wertvolles entzweigegangen sei. Theo widerspricht heftig. Außenstehende könnten das wirkliche Verhältnis zweier Menschen nie durchschauen. Er sei nicht an Friedel gebunden gewesen und sei nicht an ihn und überhaupt: »Das Ganze war nur eine reine Kameradschaft.« Und er setzte sich in Positur und ereiferte sich: »Ich schwöre euch, ich habe Friedel kein einziges Mal geküßt und auch kein Verlangen darnach gespürt. Es war nichts als eine Kinderfreundschaft. So wahr ich hier sitze.« Und in diesem Moment krachte Theos Stuhl zusammen, die Lehne sprang ab und fiel zuerst, und dann spreizten sich die Stuhlbeine, und der dicke, große Theo fiel polternd auf den Boden, seine Füße schlugen wütend auf das Holz und seine Arme fuchtelten haltsuchend herum.

Wir lachten, nein, wir brüllten und tobten vor Lachen; aber dieser große Lachlärm war nur das Mittel, um das Unheimliche, Zufällige oder vielleicht doch Gesetzmäßige dieses Gottesurteils zu übertönen. Eigentlich war jedem von uns todangst geworden. Etwas Unbegreifliches hatte sich abgespielt. Einer Lüge, einem falschen Schwur war die Strafe so rasch gefolgt wie der Donner dem Blitz. Und da die Lüge nicht alltäglich gewesen war, sondern durch dieses: »So wahr ich hier sitze«, die Zeugenschaft des obersten Richters angerufen hatte, bekam der Vorfall eine übernatürliche Bedeutung. Seine Wucht bedrückte uns so sehr, daß wir das Lachen aufgaben und verwirrte Reden führten. Und mir war, als sei ich ein Kind, das zum erstenmal die Geschichte von der Lügenbrücke hört und nun lügt, um zu probieren, ob sie wirklich einstürzt, und dann erlebt, wie sie zusammenbricht.

Da dieses Erlebnis nah an die Grenze des Religiösen geriet, möchte ich noch ein zweites erzählen, das, im Rahmen des Weltlichen bleibend, ebenso unglaublich klingt.

Es geschah auf einer Autotour im vorigen Jahr. Aus irgendwelchen unbequemen Gründen mußten wir in zwei Tagen von Abbazia, der äußersten linken Ecke Italiens, nach Alassio, an die äußerste rechte Ecke fahren. Sonntag früh 8 Uhr starteten wir, Montag abend 8 Uhr wurden wir in Alassio von unserem ängstlichen Vater erwartet. Die Route führte über Triest, Padua, Ferrara, La Spezia. Genua. Florenz lag gerade in der Mitte, ein guter Ort zum Uebernachten. Zwar hatten wir Verwandte dort, die gerne übernehmen, besonders nicht erhaltene Besuche; jedoch Florenz ist groß, man muß sich

nicht gerade in die Hände laufen. Und außerdem, Verwandte dieser Art besaßen wir in vielen Städten, sogar in Padua. Ihnen zuliebe hatte man das ganze Leben ändern müssen, nicht nur diese Route!

Wir zogen los. Früh um 7 lief der Motor brummend an und hielt nicht bis Triest. Dort labte uns der erste Morgentrank, in Padua der zweite, es war schon Mittagszeit.

Zugegeben, es ist Leichtsinns, in einer Stadt, in der man Leute kennt, Kaffee zu trinken. Aber Durst ist meistens stärker als Vernunft.

Kaum taten wir in einem Café auf der Straße den ersten Zucker in die Tasse, kam schon Onkel Paul und hinter ihm seine asthmatische Gemahlin. Der Kaffee schmeckte bitter. Als Zugabe erhielten wir Ermahnungen. Die weichten wir drin auf. Nicht gut gelaunt fuhren wir nach viel zu langem Reden auf einer trostreich glatten Asphaltstraße weiter. Um 11 Uhr nachts erreichten wir Florenz. Argwöhnisch schnupperte ich durch die Halle des Hotels. Doch weder Vetter Eugen noch seine Frau Helene waren da. Nur in der Nacht erschienen sie im Traum.

Am nächsten Morgen geschah ein Fehltritt. Er kostete den Absatz meines linken Schuhs. So blieb nichts anderes übrig, als im Schuhgeschäft, das dem Hotel benachbart war, Ersatz zu kaufen. In der Früh um neun würde sich Helene sicher noch keine Schuhe kaufen. Und so war es auch. Ich, als erste Kundin, blieb allein im Laden. Nur verstand man meine Wünsche nicht genau. Das lag wohl an der Sprache wie an der Morgenfrühe. Der Verkäufer geleitete mich wieder auf die Straße, damit ich ihm am Fenster das Gewünschte zeige. Und gerade vor dem ausgewählten Paar stand meine Cousine. Sie war so aufgebracht, daß die neu gekauften Schuhe drückten! Was ich ihr auch erklären wollte, zerschellte an der Steinwand ihres Hasses.

Eine halbe Stunde später bekam mein Wagen meine Wut zu spüren. Die Autostraße nach Viareggio nahm sie und uns in Gnaden auf. Und je höher dann der Kilometerzeiger stieg, um so rascher überwand er die Cousine.

Doch dann kamen Pässe, Kurven, schmale Straßen, und man tat gut daran, geruhsamer zu fahren. Und gegen 5 Uhr, 100 Kilometer noch vor Genua, sahen wir ein, daß wir Alassio nicht bis 8 Uhr schaffen könnten. Der arme Papa würde vor Angst erledigt sein.

Jedoch was tun? Von Genua telephonisch sprechen, schlug ich vor. Doch mein Begleiter sagte, das würde weitere Verspätung kosten. Es wäre nur zu arrangieren, wenn ein anderer dort für uns den Anruf übernehme. Aber wir kannten keinen Menschen in der großen Stadt. Plötzlich fiel mir ein, daß einer meiner Klassenkameraden in Genua lebte. Den vollen Namen und den Beruf hatte ich vergessen; ich wußte nur noch, daß wir ihn früher wegen seiner Größe »Biggy« nannten. Da ich seit den Zufällen von Padua und Florenz an die Anziehungskraft des Bezügliehen glaubte, behauptete ich kühn, daß ich diesen Biggy sicher gleich an der ersten Ecke Genuas treffen würde und ihm den geplanten Auftrag geben könne. Mein Begleiter lachte mich nicht aus, obwohl er noch am Tag zuvor eine solche Rede nicht ungestraft hätte passieren lassen. In Genua schaute sogar er an jeder Ecke nach dem Retter Biggy aus; da jedoch zum abendlichen Corso alle Männer Genuas unter die Arkaden ausgeschüttet sind, gelang's ihm nicht, Biggy im Durchfahren zu finden.

Doch mir gelang es. Sicherlich! Ich schwöre! Plötzlich bekam ich Durst, stellte den Wagen an irgendeinen Parkplatz und begab mich in das danebenliegende Café. Mit nachtwandlerischer Sicherheit stieg ich in den Lift, und gerade als ich ihn im I. Stock verlassen wollte, kam Biggy aus der Garderobe und öffnete den Lift.

Jawohl, es war mein Biggy, bei allen Heiligen! Er schien nicht allzusehr erstaunt, mich hier zu sehen und sagte gleich, er habe heute schon an mich gedacht. Er wisse nicht wieso.

Das habe seinen Grund darin, daß ich ihm einen Auftrag geben müsse, erklärte ich. Es beträfe meinen Vater. Und ich erzählte ihm den Fall.

»Ach deshalb«, sagte er und wunderte sich nicht. »Aber wie heißt du jetzt? Ich weiß nur noch, daß wir früher Kiste zu dir sagten.«

Mit Ruhe, als gelte es, das Selbstverständlichste zu tun, besprachen wir bei einem guten Mokka, was geschehen müsse. Dann schüttelten wir uns fest die Hände und gestanden, daß das Leben seltsam sei.

Nicht einmal mein Vater glaubte die Geschichte. Er sagte, ich habe nicht umsonst meinen Beruf gewählt.

Ich schrieb mir rasch die ganze Sache auf, mit allen Einzelheiten, denn ein paar Tage später hätte ich sie mir auch nicht mehr geglaubt.

SCHNEE

Von Oskar Seidlín

**Weiches, wirbelndes Wehn,
Glitzerndes Gleiten,
Zaghaft zartes Zergehn,
Wie von verwunschenen Feen
Ein Schreiten.**

**Stäubender Sternenschaum,
Wortlose Weise,
Ueber den Wipfeln ein Traum
Von Reise.**

**Seidige Silberspuren
Spinnen Licht in der Fluren
Weinendes Weh.**

**In eine schlafende Welt
Taumelt tanzend und fällt**

Schnee.